


Nr. 208. Bromberg, den 10. September 1930.

# Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.



(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Den dreien gesellte sich Lehrer Siebert zu. Er ging mit dem Mariele hinter den beiden Müttern drein. „Fräulein", sagte er leise, „ich würde Ihnen so gern helfen. Meine Eltern sind tot, ich — verfüge allein über das, was sie mir hinterließen und . . ."

Freudig überrascht schlug das Mädchen die Augen zu ihm auf. Der junge Mann war blaß vor Erregung und sah sie mit einem so demütigen, bittenden Blicke an, daß das Mariele verlegen ward, ohne indessen zu ahnen, daß hinter den guten Augen stille, tiefe Wünsche lebten. Sie reichte dem Lehrer die Hand: „Ich danke Ihnen. Vielleicht können wir allein damit fertig werden. Schulden sind fix gemacht und schwer bezahlt."

Lehrer Siebert lächelte. „Die Schulden hätten Sie nicht gedrückt. — Guten Abend. Ich will noch einmal durch die Bodenwiesen gehen. Es ist so schön jetzt nach dem Regen."

Inzwischen hatte die Vertelessin in aller Harmlosigkeit der Hohlöfnerin von Rudolfs Unfall erzählt. Als die drei Frauen am Verteles Garten auseinandergingen, hielt Minna Korn Marieles Hand lange fest: „Nit den Kopf hängen lassen, Mädel. Es ist noch lange nit aller Tage Abend."

Wie Lehrer Siebert, so hatte auch Rudolf Korn noch einmal den Weg nach den Wiesen eingeschlagen. Er wollte sehen, ob der Bach viel verschlämmt habe. Und siehe da, die große Grenz-Erle war weg. Der Blitz hatte sie getroffen und ihre Trümmer weit über die Wiese hingeschleudert. Sinnend stand Rudolf an dem Stumpfe. Wo war nun der Streit? Der Blitz, den die Vertelessin ihrem Hause vermeint, hatte sich die Erle ausgesucht. Kopfschüttelnd blickte der Bursche über die Wiesen, auf denen die Blumen langsam die Häupter hoben, ging zurück, traf Lehrer Siebert und schlenderte mit ihm auf dem Bodenwege heimwärts.

Die Eltern waren bereits zur Ruhe gegangen. Er klopfte an die Kammertür und berichtete, daß der Blitz die Erle zerrissen und die Fetzen zum Teil auf ihre, zum Teil auf des Enders Wiese geworfen habe.

Das kam der Hohlöfnerin wie gerufen. Sie hatte ihrem Krauskopf eben berichtet, daß das Mariele den Rudolf gerettet. „Siehst du", fuhr sie triumphierend fort, „es ist nix von ungefähr. Warum muß dich die Biene in die Lippe stechen, daß du jetzt nit reden kannst? Hättest du gestern Abend das Maul gehalten. Womit einer sündigt, damit wird er gestraft." Sie redete allerhand und kam immer wieder zu dem Schlusse: „Das sage ich dir: Ich lasse so wenig vom Mariele wie der Rudolf."

Der Hohlöfner aber grollte: „Und ich geb nit nach!" Er schlief wenig, ging mit sich ins Gericht, schalt sich. Doch: Nachgeben tu ich nit und kann ich nit, und wenn mir der Junge den Stuhl vor die Tür setzt. Aber das wäre das erste Mal, daß der Hohlöfner einer Sache nit gewachsen wäre. Und das Mädel muß mir auf den Hof!"

IV.

Die Tage haspelten ihre Stunden ab, jeder seine vierundzwanzig, und deren fünfzehn oder sechzehn hatten ihr gerüttelt Maß Arbeit. Rudolf Korn ging stiller durch das Haus als sonst, aber er ging dem Vater nicht aus dem Wege, bot ihm die Zeit, fragte dies und jenes. Die Antworten waren kurz und brummend. Auch die Bäuerin hatte ihre Not. Den ruhigen Darlegungen wich der Mann jetzt um so mehr aus, je mehr ihm sein Gewissen allein die Schuld gab.

Der und jener der Nachbarn, mit denen er am Sonnabend im Wirtshause gesessen, traf ihn, brachte die Rede auf das Hagelwetter, deutete an, daß der Ender beinahe verdiene, was ihm widerfahren, daß dafür aber die Verteles-frauen um so mehr zu bedauern seien. Er sei vorhin dem Mariele begegnet. Die sehe ja geradezu zum Erbarmen aus.

Der Schmied, zu dem der Hohlöfner die Stute zum Beschlagen selber führte, weil sie schwierig zu behandeln war, ward deutlicher.

„Heinrich", zürnte er, „da hast du eine Dummheit gemacht, das sage ich".

„Ist meine Sache. — Beschlag die Stute."

„Mache ich auch, aber meine Meinung sage ich doch. — Du bist ein Hitzkopf und mußt nachgeben."

„Den Deibel werde ich tun".

„Heinrich, mach dich nit zum Gelächter! Es steht außerdem keiner auf dem Ender seiner Seite."

„Langt, wenn er selber darauf steht. Gesagt ist gesagt. Ich habe nit zuviel verlangt. Dabei aber bleibt's. Und nun schlag zu, sonst gehe ich zum Goßberger Schmied."

Wer wußte, daß der Hohlöfner Tag und Nacht über einen Weg sann, auf dem er dem Mariele helfen könne, daß er, wenn er sich allein wußte, schon sogar etliche Male vor sich hingenickt und gelächelt hatte, daß er schon so weit war, zu sagen: Nachgeben? Natürlich muß ich nachgeben und werde es tun, aber den will ich sehen, der mir's ins Gesicht sagen darf!

Der Mittwoch Abend kam. Heinrich Korn und sein Weib saßen in der Stube und besprachen die Arbeit für morgen.

Da trat Rudolf herein, bescheidener noch, als es sonst seine Art war, und doch mit entschlossenem Gesicht.

„Vater, ist dir's recht, wenn wir noch einmal über die Sache reden?"

„Recht oder nit, red. Was heraus kommt, müssen wir sehen".

„Vater, wenn ich am Sonntag zuviel gesagt habe, dann denk nit mehr daran. Ich hab dir nit weh tun wollen."

Der Hohlöfner wischte mit der Hand über den Tisch. „Wenn die Schüssel zerschlagen ist, kann sie bloß wieder geflickt werden. Ganz wird sie nit wieder."

„Habe ich denn wirklich zuviel gesagt? Ich — könnte ja heute auch nit anders reden."

„Ich auch nit".

„Du bleibst also bei den fünftausend Talern?"

„Ja. Anders nit".

„Und das Mariele selber?"

„Hab nit gedacht, daß die einmal an Mutters Stelle treten könnte, aber . . ." Er strich wieder über den Tisch.

Und Rudolf bitter ernst: „Was nun, Vater? Sollen wir warten, bis ich hier auf dem Hofe die fünftausend Taler verdient habe, sollen wir beide, du und ich, wie die letzten Tage, wie Hund und Katze umeinander gehen? Beides kannst du nit verlangen. Ich sehe keinen anderen Weg als den, daß ich aus dem Hause gehe und wir, wenn ich einen Posten gefunden habe, heiraten. Ich will mir nit vor dem ganzen Dorfe die Schande antun, daß . . ."

„Ist das nit schon Schande genug, daß du davonlaufen willst wie der erste beste Ochsenknecht? Bin der Hanswurst so und so. Laß ab von dem Mädel. Mag sie heiraten, wen sie will. Du nimmst dem Wolfert aus Gosberg seine Klara."

„Ich nehme keine andere als das Mariele!"

„Dann," der Hohlöfner war unheimlich ruhig, „weißt du deinen Weg".

Jetzt warf sich seine Frau dazwischen. „Nun hört die Narrheit auf! Was jetzt geschieht, das ist Frevel, und das leid ich nit!"

Zum ersten Male seit dem Tage ihrer Hochzeit standen sich der Hohlöfner und sein Weib kämpfend gegenüber. Der Bauer aber war eigensinnig wie ein Kind. „Ich laß mich nit auslachen!"

Minna Korn legte ihre Hand hart auf den Tisch. „Du gibst nit nach, Mann?"

„Ich kann nit".

„Und du willst nit im Hause bleiben, Rudolf?"

„Ich — kann nit."

„Gut. Ihr könnt nit. Ich kann und verlange, daß ihr mich hört. — Du gehst, Rudolf, darin sehe ich auch keinen anderen Weg und will ihn nit sehen, aber du wirst das Mariele nit eher heiraten, als bis dein Vater sagt: Bring sie mir."

„Nein, Mutter, ich werde . . ."

„Still! Du wirst nit! Ich verlang's, und ich bin deine Mutter!"

„Gut, ich will — ein Jahr warten."

„Ein Jahr? Wenn's zwei werden, wirst du's auch überstehn. — Nun mach's kurz. Was sein muß, wird am besten gleich ausgestanden. Wieviel willst du Reisegeld haben? Gar nix? — Und wohin willst du gehn? In die Stadt? Geh!" Sie reichte ihm die Hand. „Halt dich brav, Rudolf, und denk an deinen Vater und an das Mariele. An mich brauchst du nit zu denken. Ich helfe mir durch. — Gebt euch die Hände, ihr zwei Dickköpfe. Wenn ihr schon auseinandergehen müßt, dann — nit in Feindschaft."

Wortlos hielt Rudolf dem Vater die Hand hin, murrend legte der Vater die seine darein. Der Mann hätte aufbrüllen mögen, das Herz donnerte ihm gegen die Rippen, es verklagte ihn. Der Sohn, der mit hart aufeinandergelegten Lippen vor ihm stand, tat ihm in der Seele leid, Scham und Schmerz waren hundertmal größer als der Zorn, und — er konnte doch nicht. Seinem Weibe tief dankbar, war er entschlossen, in dem Augenblicke, da sie allein waren, den Rückzug, den er angetreten, zuzugeben, mit ihr zu beraten, wie der Knoten zu entwirren sei, ohne nach außen hin sein: Ich bin der Herr und kann nit anders! aufgeben zu müssen.

„Leb wohl," knurrte er, „hab nit gedacht, daß das einmal so kommen würde, muß halt auch ertragen werden. — Vergiß nit, wer du bist."

Rudolf lächelte bitter, setzte an zum Sprechen, die Mutter schob ihn aus der Tür.

Nun sie mit ihrem Manne allein war, pflanzte sie sich in ihrer ganzen Breite vor ihn hin. „So, nun hast du's so weit. Du wirst nit sagen können, daß ich dir vor dem Jungen nit alle Ehre angetan hätte, nun wir aber allein sind, nun sage ich dir: Eine Sünde und eine Schande ist's, was du deinem unschuldigen Fleisch und Blut antust. Und um einen Popanz! Weil du, dem jeder den Hanswurst machen soll, wenn's dir paßt, dich selber zum Hanswurst gemacht hast. In der ganzen Welt ist's nit erhört, daß ein Vater seinem Sohne die Heimat nimmt, der nix weiter wollte, als ihm das beste Mädel als Schwiegertochter bringen, das einer bringen kann."

Der Hohlöfner, der sich erhoben hatte, wollte zu sprechen beginnen, ganz ruhig, beinahe demütig. Sein Weib ließ ihn nicht zu Worte kommen. "Sag nix!" Ihre Stimme schwankte, die Tränen ließen sich kaum noch zurückhalten. „Wenn ich dich noch soviel achten soll," sie wies ihm ein Fingerglied, „wenn es nit auch zwischen uns aus sein soll . . ."

„Herrje, Mutter, nit gar so eifrig!"

„. . . dann tust du alles, daß das Herzeleid bald vorüber geht." Ihre Stimme brach. „Das halt ich nit lange aus, zwischen Mann und Kind zu stehen, dem Kinde rechtgeben zu müssen und den Mann gegen den Sohn zu verteidigen, wo jedes Wort eine Lüge ist. — Zwischen dem Mariele und dir bleibt's das alte. Du sollst den Leuten nit den Jux machen, eine Feindschaft zu heucheln, die nit ist und nit sein darf. Ich will dem Mariele helfen, und über mich hinweg wirst du es tun. Soll niemand davon wissen. Auch das soll niemand wissen, daß du und Rudolf im Bösen — denn anders ist's nit — auseinander gegangen seid." Das eifernde Weib war nun ganz Gattin und Mutter, warf sich ihrem Manne ungestüm und laut aufweinend an den Hals. „Vater, nun sind wir allein, und Rudolf . . ."

Auch den Hohlöfner würgte es im Halse. Er strich seiner Frau über den Scheitel. „Still, Mutter, still. Ich weiß alles, brauchst nix mehr zu sagen, und — ich will's gutmachen. Es soll nit lange dauern. Der nachgibt, Mutter, das bin ich, aber — das verlang nit, daß ich einem Halunken den Spaß mache, mir das ins Gesicht sagen zu können. Ich kenne sie alle. Ist mir keiner feind und gönnt mir doch jeder einen Duck; denn ich bin all die Jahr her besser vorwärts gekommen als sie, und das können sie nit gut vertragen." Er legte ihr den Arm um die Hüfte, zog sie an den Schreibschrank, nahm ein Papier. „Komm, wir wollen anfangen, daß die zwei das Geld zusammenbringen, das sie mit ihrer Hände Arbeit allein nit in Menschengedenken zusammenkriegen. Komm, setz dich, Mutter. So. — Wie alt ist Rudolf? Sechsundzwanzig gewesen? Er hat mir also 12 Jahre den Knecht gemacht. Jetzt würde er im Jahre 100 Taler kriegen, vorher achtzig . . ."

Der Bauer hatte den Kopf geneigt, schrieb Zahlen, strich durch, rundete ab, zählte zusammen, schob seiner Frau das Papier hin: „Meinst du, daß es so recht sein wird?" Die sah darauf. Runde tausend Taler, dazu fünfhundert von der seligen Muhme her, die der Vater für den Sohn verwaltete, dessen Sparkassenbuch mit zweihundert Talern. Da legte sie dem Manne die Arme um den Hals, barg ihr Gesicht in seinem dichten Haar, weinte. „Hat der Herrgott wohl noch so einen närrischen Mann geschaffen wie du bist?"

Und der Bauer, wehmütig lächelnd: „Ich weiß nit, Mutter, aber mich, das weiß ich, mußt du halt so verbrauchen wie ich bin. — So, Mutter, das kannst du ihm geben. Ist ein Anfang. — Und jetzt gehe ich schlafen. Kommst bald nach?"

Helle Tränen in den Augen, stand die Frau, sah ihrem herzensguten Kindskopf nach, löschte die Lampe und stieg hinauf in des Sohnes Kammer.

Sie reichte ihm den Zettel. „Das ist ener Anfang."

Rudolf schüttelte den Kopf, und auch ihm schoß es heiß in die Augen.

„Mutter, muß das sein? Hätte denn das nit auch anders gehen können? Ich weiß, was er dem Ender . . ."

„Still, Rudolf, halte dich an das vierte Gebot und halte dich an die Ehre." Sie nahm ihn fest in die Arme. „Ein Gutes hat die Zeit auch. Du lernst sehen, wie es andern Menschen zumute ist, du lernst schätzen, was du einmal erben wirst. Es ist dem Menschen gar nit gut, wenn alles glatt und eben geht. Bis jetzt hast du nix erlebt. Vielleicht wirst du es deinem Vater noch einmal danken, daß du die Fremde kennenlernen mußtest. — Still, kein bitter Wort. Ich bitte dich! Die Zeit soll nit lang sein, dafür wird — der Vater sorgen. — Gehst du noch einmal zum Mariele? Mach's kurz und halt an dich! — Ich gehe morgen selber einmal auf einen Sprung ins Berteles Häusel. — Rudolf, willst du denn ganz aufs Geratewohl in die Stadt? Hast du noch gar keinen Plan?"

„Wenn's sonst nit klappt, suche ich den Richard Frieders auf, der mit mir an einem Geschütz diente. Der weiß Rat." Noch ein kurzes Aufschluchzen, das die Mutter nicht ganz zu unterdrücken vermochte, der Sohn war allein. —

**(Fortsetzung folgt.)**

# Kleine Schwedenfahrt.

Tagebuchblätter einer Sommerreise
von M. H.

(1. Fortsetzung).

## Sonnenuntergang auf See.

Um 6 Uhr abends steigt das erste „Middag“ an Bord. Und als man sich an den appetitlichen Dingen der berühmten schwedischen Platte ein wenig sattgegessen hat, gleitet der Blick von den vielen Schüsselchen einmal durch das Fenster. Wir sind auf der Höhe von Hela. Das Fischerdorf, der Leuchtturm grüßen herüber. Und dann verlassen wir die Bucht.

Die Annahme, daß jetzt eigentlich programmgemäß ein wenig Seegang loszugehen hätte, bestätigt sich nicht. Im Gegenteil, das Meer liegt ruhiger als in der Bucht. Wir haben wirklich nichts dagegen. Es plaudert sich ganz herrlich bei einer Tasse guten Kaffees auf Deck in dieser milden Luft.

Die Sonne sinkt. Mählich, allmählich kommt sie der Brüstung, die jede Sicht versperrt, näher. Bald muß man aufstehen, um sie zu sehen. Fast aller Augen liegen bei dem blutroten Feuerball, in den man vorläufig nicht hineinsehen kann. Aber je tiefer er sinkt, desto schwächer wird seine Leuchtkraft, desto stärker der rote Ton.

Hinter uns verschwimmt der Horizont in blaugrauem Dunst, aus dem das Leuchtfeuer von Rixhöft herüberblinkt. Links vor uns liegt die glatte See wie eine Sandwüste im rötlichen Licht der Sonne. Wie eine unendlich große Kerze, die tief im Meeresboden zu stecken scheint, wirkt der Widerschein des Sonnenballs. Und der Ball wird länglicher, immer dunkler wird das Rot seines Lichtes, und das Blau des Horizonts. Der Widerschein im Meere wird kürzer, je tiefer das größte Gestirn des Himmels sinkt. Und als die Sonne untergegangen ist, scheint die Riesenkerze im Wasser ausgebrannt. Dann schimmern — wie vom Meeresboden her erhellt — die Wellen im Westen noch einige Zeit bernsteinfarben. Und allmählich bekommt das Dunkelblau am Himmel, das sich von hinten immer mehr über unser Schiff hinwegschiebt, die Oberhand. Es ist Abend geworden.

Ein Blick zurück, und man sieht in das blinkende Auge von Rixhöft. Von Westen her ziehen drei Wasserflugzeuge über uns hinweg nach Osten. Und vor uns liegt im Dunkel der Nacht das Ziel unserer Reise . . .

Man begibt sich zur Ruhe. Die Maschinen schlummern uns ein. Über uns hört man manchmal die Schritte des wachhabenden Kapitäns oder des Steuermanns. Die Schiffglocke läßt uns hin und wieder zusammenschrecken. Dann schläft man wieder ein, stellt noch fest, daß man in dieser horizontalen Lage einen so viel innigeren Kontakt mit der Bewegung des Meeres hat.

## Ein Kuckuck kommt an Bord.

Am Morgen scheint einem der Kontakt mit der Bewegung des Meeres in dieser horizontalen Lage doch etwas zu innig — oder wir haben Seegang. Eine eigenartige Beklemmung macht sich im Hirn bemerkbar, aber Seekrankheit ist das nicht. So muß sie sich wohl langsam einstellen, denkt man. Doch man ist geneigt, auf die Prüfung dieser Annahme zu verzichten.

Alle Passagiere sind auf Deck — in des Wortes doppelter Bedeutung. Man sitzt in der Sonne, die Augen streifen über das glitzernde, gleißende Meer und die Gedanken in Fernen, die vor oder hinter uns liegen. Es ist eine geruhsame Morgenstunde. Über den Passagieren liegt das Gefühl des Ausgeschaltetseins aus dem Alltag wie das warme Sonnenlicht. Man döst in das wahrhaft himmlische Blau dieses Himmels, und nur die schöne kühle Seeluft bewahrt vor einem Schläfchen im Liegestuhl.

Und während man mit halbgeschlossenen Lidern die Stille und Schönheit dieses Morgens genießt, flattert plötzlich etwas auf das Deck, das Gefieder der flatternden Flügel von Sonnenlicht durchwirkt, trocken, braun wie Zimmt, ein Kopf blickt scheu um sich, dann flattert es wieder hoch und ehe man in dem träge gewordenen Hirn die Erscheinung noch registriert hat, ehe man feststellen konnte, womit man es eigentlich zu tun hat, ehe noch der Gedanke beendet war, daß dieses Braun eigentlich hier etwas deplaciert war, wie wir Landratten übrigens auch — da ist die kleine flatternde Erscheinung schon wieder hochgeflogen und aus unseren Augen verschwunden.

Man rappelt sich aus seinen Träumen hoch, und der zweite Steuermann hat schon die Antwort für die Frage, die wir alle auf den Lippen, aber noch nicht ausgesprochen haben: „Ein Kuckuck.“

Ein Kuckuck auf hoher See! Mit der stillen Morgenstunde ist es vorbei. Dieser kleine Besuch hat alle belebt. Ein Kuckuck, sicher ein schwedischer Kuckuck! Von Gotland muß er kommen, das gar nicht mehr fern sein soll.

## An Gotland vorbei.

Der Horizont verschwindet leider hinter einem dunstigen schmalen Streifen zitternder Luft und gewährt uns den Anblick der Insel noch nicht. Manchmal steigen die Umrisse eines fernen Leuchtturms oder einer Kirche aus der diesigen Luft und später wird ein dunkler Streifen sichtbar, der immer deutlichere Konturen annimmt: Die Südwestküste Gotlands. Dörfer sind zu erkennen, das Weiß der Kirchtürme hebt sich von dem Grün der Laubbäume ab, die wie kleine Wollknäuel den Turm zu umlagern scheinen.

Bei Skansudde etwa ist das steilabfallende Ufer deutlich zu erkennen. Es schiebt sich hier am weitesten nach Westen und damit uns entgegen. Scharen von Möven umkreisen unseren Dampfer. Sie lassen sich neben dem „Rurik“ aufs Wasser, dann, wenn wir ein Stück voraus sind, schwingen sie sich in die Luft, umkreisen uns, gehen seitlich wieder nieder, immer wieder, stundenlang.

Dort drüben steigt nun das Ufer der größten Ostseeinsel braun, grau und weiß aus dem Meere. Etwas nördlich, wo sich die Küste der Insel nach Osten zurückzieht, grüßen die Türme von Visby. Wie Rosen und Efeu sich um die 4000 Meter lange Stadtmauer und die zahlreichen Kirchenruinen ranken, sind Geschichte und Legende mit dieser Stadt verwachsen. Hier wohnten die sagenhaften Guthen oder Goten, die Jahrhunderte vor den Wikingern mit den Römern Handel trieben. Von hier soll die große Völkerwanderung ihren Anstoß bekommen haben. Hier standen schon um das Jahr 1000 mehrere christliche Kirchen. Visby war damals der bedeutendste Umschlageplatz für Warentransporte von Nordeuropa nach dem Morgenlande. Die Zahl der deutschen Kaufleute, die sich auf Gotland niederließen, wurde immer größer. Auch die Bewohner der von den Dänen zerstörten sagenumwobenen Stadt Vineta haben sich in Visby ansässig gemacht. Visby war zu jener Zeit ein Machtfaktor, mit dem die Fürsten rechneten. Man schloß mit Visby Verträge ab, und das „Visbyer Waterrecht“ lag Jahrhunderte hindurch den Seerechten vieler Länder zugrunde. Die Ruinen, die dort aus den Hansasammlungen, die das heutige Visby darstellen, hervorragen, stammen aus jener Zeit des Wohlstandes.

Allmählich wurde Visby in der Hansa durch Lübeck der Rang abgelaufen und im Jahre 1361 brandschatzte der Dänenkönig Atterdag die Stadt. Auch für dieses Unglück sind die Ruinen dort die Zeugen, die sich bis in unsere Tage erhalten haben. Später hausten die Vitalienbrüder in Visby und unternahmen von hier aus die Raubzüge. Die Lübecker zerstörten dann die Stadt abermals. Die Unterdrückung durch die Dänen, der Zusammenbruch der Hansa und schließlich die Verlegung der Handelsstraßen nach dem Orient auf die durch die Kreuzzüge erschlossenen Wege führten zum völligen Niedergang Visbys.

Heute ist's nur die „Stadt der Ruinen und Rosen“. Wir grüßen die roten Mauern, die in der Abendsonne erglühen. Während unser „Rurik“ langsam nach Norden dampft, dreht sich das Gespräch um Goten, Wikinger und die Hansa, um Dänen und Vitalienbrüder. „Seeräuber — so etwas gibt es doch gar nicht mehr“, meint eine Dame. „Wenn Sie von den großen Vergnügungsdampfern absehen, dann ja“, wird ihr zur Antwort.

Und über das heitere Wort ist der große Sprung aus der Vergangenheit in die Gegenwart gemacht. Langsam entschwindet Visby unseren Blicken, aber noch immer dehnt sich bis in die Abendstunden Gotland neben uns.

Gegen Abend mehrt sich die Zahl der Schiffe, denen wir begegnen. Wir kommen langsam in die große Seestraße, die an der schwedischen Küste entlang von Norden nach Süden führt.

(Fortsetzung folgt).

# Der Gesetzesübertreter.

Groteske von Ossip Dymow.

(Berechtigte Übertragung von Erich Boehme.)

Das scharfe Auge des an der Ecke der Sechsten Avenue und der Vierunddreißigsten Straße postierten Polizisten erspähte in einem vorüberrasenden Automobil einen Wagenlenker, in dessen Augen das verbotene Feuer eines verdächtigen Erregungszustandes glomm. Klar wie der Tag: Dieser Mann war ein Gesetzübertreter, es blieb nur festzustellen, ob er importierten ausländischen Alkohol zu sich genommen oder sich durch ein Getränk heimischer Erzeugung verunnüchtert hatte. Im ersteren Falle setzte es eine Geldstrafe von zehn Dollar, im letzteren kam er mit acht Dollar davon.

Der Polizist gab das Haltezeichen. Doch der Kraftwagenführer, der wohl fühlte, daß seine Sache schlecht stand, sah es nicht mehr oder tat so, als sähe er es nicht. Der Polizist stürzte hinter dem Verächter des Gesetzes her, doch das Auto raste unbekümmert weiter. Der Polizist pfiff gellend, worauf ein zweiter Beamter auf einem Motorrad ihm zu Hilfe eilte. Der Autoführer hatte die Verfolger bemerkt, er hielt immer noch nicht. Da zückte der Motorradfahrer den Dienstrevolver und schoß auf das fliehende Auto. Die erste Kugel zertrümmerte das Schaufenster eines Blumenladens, die zweite traf einen heimwärts trottenden Schuljungen, von dem der Lehrer immer sagte, er würde sicher einmal eine Leuchte der angewandten Mathematik werden.

Die ganze Straße geriet in wilden Aufruhr. Nicht wegen dieses Bengels — Schuljungen gibt es genug in Newyork —, sondern wegen des durchbrennenden Autolenkers: Alle Welt wollte gern wissen, was für Alkohol er getrunken und von wo er ihn bezogen hatte.

Der Verkehr der Straßenbahn, Autobusse und Autos stockte. Ein städtischer Krankenwagen kam angesaust, nahm den verletzten Jungen auf und schaffte ihn sterbend ins Hospital.

Inzwischen hatte der Schutzpolizist die Polizeidirektion angerufen, und unverzüglich machten sich weiter zehn Motorfahrer auf den Weg, um das verbrecherische Auto anzuhalten. Dieses jagte unentwegt in südlicher Richtung weiter, durchquerte den Park und schnellte in scharfer Kurve nach Down-Town zurück.

Hinter ihm ratterten wie die Verrückten mindestens zwei Dutzend Motorräder. Von Zeit zu Zeit gaben die Polizisten Schüsse auf das Auto ab. Sie trafen einmal eine alte Frau, ein andermal einen Zeitungsverkäufer, dann wieder das über der Stadt kreisende Flugzeug, das Aufnahmen von der tollen Hetze machen sollte.

Zwei der Polizisten kamen zu Fall. Einer brach den Hals, der andere den Schädel. Der eine war verheiratet und hinterließ Frau und Kinder. Vor Schreck verlor die Tochter des Umgekommenen ihre Stimme und wurde daraufhin sofort unter glänzenden Bedingungen als Star für drei Tonfilme verpflichtet.

Das verbrecherische Auto aber, mit einem wilden Rudel lärmender Verfolger im Kielwasser, umfuhr jetzt schon zum zweiten Male die Stadt. Die großen Zeitungen konnten bereits die ersten Extrablätter erscheinen lassen, die eine Beschreibung der Flucht und die Liste der Opfer enthielten: ein Verkäufer aus dem Blumenladen, eine alte Frau, ein Schuljunge, ein Zeitungsverkäufer, die Flieger, zwei Polizisten, wozu die Redaktionen aber den Zusatz machten, die Liste sei noch unvollständig, da die Verfolgung weiter andauere.

Wetten um Millionen wurden abgeschlossen: was für Alkohol der verfolgte Wagenführer genossen habe, ausländischen oder einheimischen. Die Börse wurde nervös, mehrere Papiere erlitten katastrophale Kurseinbrüche. Ein neues Couplet „Mensch, wo saust du hin?“ wurde überall gesungen und war bald der populärste Schlager von ganz Amerika.

Die nächste Ausgabe der Extrablätter brachte eine Liste von acht weiteren Todesopfern und die Nachricht, der Dichter des neuen Liedes sei wegen Plagiates verklagt worden. Da es sich herausstellte, daß er kein hundertprozentiger Amerikaner war, sondern der Sohn eines Eingewanderten, wurde im Kongreß in Washington ein Gesetzantrag eingebracht, die Einwanderungsquote noch weiter zu beschränken. Die Opposition regte sich fürchterlich auf, es fanden zahlreiche Demonstrationen statt, die Arbeitslöhne sanken, und Schuhwerk und Baumwolle wurden plötzlich billiger. Eine neue industrielle Krisis brach drohend herein.

Der Wagenführer, der nicht ahnte, was er angerichtet, sauste unentwegt weiter. Aber als sein Auto zum zweiten Male den Park durchquerte, harrte seiner bereits ein Hinterhalt von dreihundert schwerbewaffneten Polizisten zu Fuß und zu Pferde, mit Flugzeugen, Autos, Tanks und Motorrädern.

Der Mann wurde ergriffen und der strafenden Gerechtigkeit übergeben.

Vor Gericht ward das Geheimnis kund, das ganz Amerika und indirekt die ganze Welt in Aufruhr versetzt hatte: Der Mann hatte importierten, als Konterbande eingeschmuggelten ausländischen Alkohol getrunken!

Der Richter ließ die ganze Schärfe des Gesetzes walten und verdonnerte ihn nicht nur zu acht, sondern zu vollen zehn Dollar Buße.

Recht, Gesetz und Ordnung waren wiederhergestellt.



## Bunte Chronik

* **Austernrekord.** In Amerika nimmt die Sucht nach Rekorden immer groteskere Formen an. So wird aus Milford, einem Küstenort, von einem Wettessen um die größte Austernzahl berichtet. In ein dortiges Restaurant kam ein Gast von stattlicher Figur mit zwei Gefährten und erkundigte sich bei dem Wirt, wieviel Austern im Höchstfalle bei ihm in einer halben Stunde gegessen worden wären. Auf die Antwort: „73“ lachte der Rekordsüchtige nur und bestellte für sich und seine Freunde zunächst je vier Dutzend. Nachdem diese verzehrt waren, bestellte der Gast weitere drei Dutzend für sich allein, da seine Freunde erklärten, keine Auster mehr schlucken zu können. Im Verlauf von 10 Minuten hatte er die Zahl 100 erreicht. Er ging zweimal im Zimmer umher und bestellte weitere zwei Dutzend. Der Wirt und seine beiden Söhne konnten beim Öffnen der Austernschalen kaum Schritt halten mit dem Essen.

* **Kampf gegen das Baumsitzen.** Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, was für seltsame Auswüchse die Rekordsucht der Amerikaner hervorbringt. Wohl zu den lächerlichsten und zugleich schädlichsten gehört das sogenannte „Baumsitzen“, an dem sich hauptsächlich Jugendliche und Kinder beteiligen. Erst vor kurzem stürzte ein Knabe tödlich ab. Da sich außerdem herausgestellt hat, daß Eltern durch diese Unsitte an ihren Kindern Geld zu verdienen suchen, hat sich die „Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeit an Kindern“ nunmehr der Sache nachdrücklich angenommen. Die Gesellschaft hat die Eltern aufgefordert, die Kleinen sofort von den Bäumen herabzuholen. Sie versucht, vom Gesundheitsamt eine Erklärung zu erhalten, bis zu welcher Zeitdauer das Sitzen auf Bäumen ohne Gesundheitsschädigung möglich ist, und gegebenenfalls, wenn gar nichts anderes hilft, will sie das Landwirtschaftsministerium um einen Schutz der Bäume gegen die „Besitzer“ angehen.

## Lustige Rundschau

* **Klavierspielen überflüssig.** „Klavierstunde willst du haben? Blödsinn! Wo es Radio jibt, braucht in der janzen Stadt bloß immer eener Klavier spielen können.“

* **Unverfroren.** „Angeklagter, was haben Sie zu dem Gutachten des Nervenarztes zu sagen?“ — „Ich bitte, den Nervenarzt auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen.“

* **Einzug ins Fremdenzimmer.** Vermieterin: „Sie können sich hier wie zu Hause fühlen.“ — Sommerfrischler: „Um Himmelswillen, bin ich denn dazu hergekommen?“

* **Das kommt darauf an.** Reisender (in den Bahnhof stürzend): „Kriege ich den Schnellzug nach Berlin noch zu fassen?“ — Portier: „Das kommt darauf an, wie schnell Sie laufen können. Er ist eben abgefahren.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.